

„Ich war also Jude! Ich war ein Anderer!“

Franz Werfels Darstellung der sozio-psychologischen

Judenproblematik

Egon Schwarz

„In Hellerau und Dresden hab ich Werfel viel gesehen. Es war traurig, 'ein Judenbub' sagte Sidie Nadherny... ganz erschrocken... und sie hatte nicht völlig unrecht. Ich war drauf und dran, diesem Jüngling meine Arme zu öffnen, und statt es zu tun, verschränkte ich sie hinter dem Rücken wie ein Gleichgültiger, der spazieren geht. Zehnmal im Tag wiederholte ich mir, daß er es war, der alle diese Wunder vollbracht hatte, in seiner Abwesenheit konnte ich mich noch für ihn entflammen, aber wenn er da war, fühlte ich mich so geniert, daß ich ihm nicht ins Gesicht schauen konnte. Dabei war er nicht unsympathisch, äußerst intelligent, vielleicht zu intelligent für seine Poesie, die verlor, wenn man sie sich als ausgedacht vorstellte, fein ausgedacht, schlau, von einem jüdischen Geist, der seine Ware nur allzu gut kennt... Zum ersten Mal empfand ich die Verlogenheit der jüdischen Mentalität, die von allem losgelöst ist, was uns bindet, und die es dennoch fertigbringt, davon zu reden, genährt von einer nahezu negativen Erlebnisweise, dieser Geist, der in alle Dinge eingeht, ohne sie zu besitzen, wie ein Gift, das überall eindringt und sich dafür rächt, daß es keinem Organismus angehört.“¹

Die gewählten Ausdrücke und hochgebildeten Formulierungen verhüllen nichts, sie dienen lediglich dazu, den kruden Klischees des Antisemitismus jenes Mäntelchen umzuhängen, mit dem sie sich in den gehobenen Gesellschaftsschichten umtreiben durften. Im Klartext sagt diese Passage, daß den Juden etwas körperlich Widerwärtiges innewohnt. Arglos und wohlgesinnt nähert man sich einem von ihnen und, obgleich ihm nichts im üblichen Sinn Abstoßendes anhaftet, prallt man zurück, angeekelt von dem Dunst, den er aussendet. Der Jude ist intelligent, so viel wird eingeräumt, aber zu intelligent für das Aufquellen von Poesie aus dem Unbewußten. Denn der Jude ist und bleibt Rationalist. Kommen die beiden zusammen, Judentum und Dichtung, dann ist das Resultat Manufaktur. Der Jude tut, als wäre er ein Schaffender aus Inspiration, der seine Schöpfungen intuitiven Tiefen abringt, aber das ist bloß geschickte Vorspiegelung aus Geschäftsgründen. Der Jude betrachtet nämlich Gedichte — wie alles andere auch — vom geschäftlichen Standpunkt. Aus alldem spricht die Lügenhaftigkeit und der wurzellose Negativismus des jüdischen Geistes, der an nichts echten Anteil nimmt und

* Gehalten beim Internationalen Werfel Symposium in Wien 1990

¹ Rainer Maria Rilke und Marie Thurn und Taxis: Briefwechsel. Zürich, Max Niehaus, 1951. Erster Band. Rilke an Marie Taxis, Paris, 21 Octobre (1913), S.323-324 (Meine Übersetzung aus dem Französischen.)

doch von allem redet. Hier zeigt sich das jüdische Parasitentum, die mangelnde Eigenproduktion, die sich für den Ausschluß aus der organistisch konstituierten christlichen Gemeinschaft dadurch rächt, daß Sie alles mit ihrem Gift zersetzt.

Franz Werfel wäre betrübt gewesen, wenn er diese Äußerung gekannt hätte, und wahrscheinlich geradezu entsetzt, hätte er gewußt, daß sie vom seraphischen Rainer Maria Rilke stammte, mit dem er in Dresden so freundlich umgegangen war. Dieser perfide Bericht über ihre Begegnung mußte ihm verborgen bleiben, denn er war in einem Privatbrief enthalten, den Rilke am 21. Oktober 1913 an seine Freundin und Gönnerin, die Fürstin Marie von Thurn und Taxis richtete. Und die Publikation dieses Briefwechsels fand glücklicherweise sechs Jahre nach Werfels Tod statt.

Aber die Doktrin, die sich in Rilkes Beschreibung niederschlug, war Werfel nichts Fremdes. In der Sekundärliteratur ist viel die Rede von Werfels wachsendem Drang zum Katholizismus, von seiner Weigerung, dieser Neigung, gerade in den Jahren der schlimmsten Judenverfolgungen durch die Taufe nachzugeben, und vor allem von Werfels innerem religiösem Monolog, seinen theologischen Auseinandersetzungen mit Judentum und Christentum.² In diese hohen Sphären möchte ich ihm heute nicht folgen, sondern anhand zweier Werke aus verschiedenen Lebensepochen zeigen, daß sich Franz Werfel auch in den gesellschaftlichen Niederungen, in denen die konkreten Schicksalsfäden der Juden gesponnen werden, hervorragend auskannte, daß er mit dem »malheur d'être juif«, dem Alltagspech mit seinen zahllosen Schikanen und häufig lethalem Ausgang, ausgerechnet als Jude zur Welt gekommen zu sein, für dessen grausige Wirksamkeit selbst in den gehobenen geistigen Kreisen Rilkes Brief ein so unheimliches Zeugnis ablegt, nur allzu vertraut war, ja es am eigenen Leib erfahren haben mußte, um es so eindringlich darstellen zu können.

Beginnen wir mit dem späteren der beiden Werke. Am heitersten, versöhnlichsten und, wie es wohl der Gattung der populären Komödie entspricht, am plakativsten hat Werfel diese Problematik in seinem ungemein erfolgreichen Lustspiel *Jakobowsky und der Oberst* behandelt. Auch hier wird wieder die Versöhnung zwischen Christentum und Judentum gefordert. Überdeutlich als mythologische Gestalten gekennzeichnet, veranstalten der heilige Franz und der Ewige Jude ihren Auftritt als gemeinsame Fahrer auf einem Tandem. Die Zeit ist 1940 während des Einmarsches der Nazis in Frankreich und der chaotischen Flüchtlingsströme in den Süden, also eine in der deutschen

² Vgl. Gunter E. Grimm: Ein hartnäckiger Wanderer. Zur Rolle des Judentums im Werk Franz Werfels. in: Im Zeichen Hiobs. Jüdische Schriftsteller und deutsche Literatur im 20. Jahrhundert, hrsg. von Gunter E. Grimm und Hans-Peter Bayerdörfer, Königstein / Ts.: Athenäum, 1985. Siehe ebenfalls: Vincent J. Günther: Franz Werfel. in: Deutsche Dichter der Moderne hrsg. von Benno von Wiese, Berlin. 1969. Erich Schmidt und Annemarie von Puttkammer: Franz Werfel. in: Christliche Dichter im 20. Jahrhundert hrsg. von Otto Mann, Berlin/München, Francke, 1969.

Literatur nicht eben selten beschriebene geschichtliche Episode. Die Aussage ist leicht zu enträtseln. Sie beschwört herauf, was man sich nach dem Krieg besonnen hat, die judäo-christliche Tradition zu nennen. Die Aufforderung zum Burgfrieden richtet sich außerhalb des von der Komödie gesteckten Rahmens an alle Komponenten des sogenannten Abendlandes, und innerhalb des Werkes an die streitbaren Gegensätze, die von dem Allerweltsjuden Jakobowsky und dem polnischen Krieger und Aristokraten Stjerbinsky dargestellt werden. Angesichts der Bedrohung durch die reine Barbarei geizt es auch diesen traditionellen Gegnern, gemeinsame Sache zu machen und Frieden zu schließen. Auch bei diesen Antagonisten geht es nicht ohne Allegorisierung ab, beide sind einer Dame ergeben, die allzu deutlich zum ewig-weiblichen Prinzip und gleichzeitig zur Allegorie des unvergänglichen Frankreich stilisiert wird, sodaß, für den Theaterbesucher leicht durchschaubar, auch Jakobowsky und Stjerbinsky zu Repräsentationsfiguren werden. Um so aufschlußreicher sind daher die Eigenschaften und Verhaltensweisen, mit denen Werfel sie ausstattet.

Die Lebenshaltung des polnischen Obersten Stjerbinsky ist in ihrer Primitivität schnell darstellbar. Gott und Vaterland sind seine Leitsterne, er ist ritterlich, tapfer bis zur Tollkühnheit, ein leicht entflammbarer Liebhaber, der für eine Frau Leib und Leben riskiert, freilich nicht nur sein eigenes, sondern auch das anderer Menschen. Er ist ein hochmütiger und unpraktischer Adeliger, der aber von seiner Umwelt erwartet, daß sie seine leiblichen Bedürfnisse befriedigt. Selbstverständlich verachtet er die Juden, er und sein polnischer Adlatus sind sozusagen automatische Antisemiten, die im Lauf der Handlung typische antisemitische Klischees äußern, z.B. daß der Schachergeist den Juden im Blut liege, daß Juden nicht mit den Händen arbeiten, ja Stjerbinsky versteigt sich in einem Augenblick des Affekts zur Behauptung, Hitler habe gegen die Juden recht. Aber als Gegner der Nazis aus Patriotismus sieht er sich auf der Flucht vor den einmarschierenden deutschen Truppen in ein prekäres und halb widerwilliges Bündnis mit dem jüdischen Emigranten Jakobowsky geworfen. Diesem gilt nun unser eigentliches Interesse.

Die über die ganze Komödie verstreuten Mitteilungen und Selbstbeschreibungen dieser Gestalt ergeben, wenn man sie zusammenfügt, ein durch seine Wohlbekanntheit überraschendes Porträt. Jakobowsky ist als ostjüdisches Kind, Opfer des Pogroms, in dem sein Vater umgebracht wurde, nach Deutschland gekommen. Hier aufgewachsen, gelangt er zu Reichtum und Einfluß, natürlich durch Geschäfte. Er wird Präsident eines Konzerns, Generaldirektor mit Chauffeur, er selber nennt sich einmal, wenn auch ironisch, „internationaler Experte für Finanzwesen“ (Akt I, 2. Teil). Er ist Kapitalist, aber einer mit sozialem Gewissen. So hat er z.B. eine Arbeiterbibliothek gegründet, was man natürlich zu seinen Gunsten auslegen kann, wobei man sich aber gleichzeitig vor

Augen halten muß, daß die Beziehungen der Juden zur Linken zu den Standard-Glaubenssätzen des Antisemitismus gehören. Ebenso verhält es sich mit anderen guten Eigenschaften, etwa seinem Mäzenatentum. Jakobowsky hat eine Schule gegründet, gut und schön; aber was für eine? Eine Schule für moderne Architektur, was wieder einmal zeigt, daß die Juden Neuerer sind, in Sachen der Kunst zur modernistischen Entartung neigen. Daß Jakobowsky freilich auch Liebhaber der alten deutschen Kunst ist, passionierter Anhänger von Mozart, Beethoven und Goethe, steht dem nicht entgegen, denn im antisemitischen Judenbild gibt es schlechthin keine Widersprüche, je mehr Unvereinbarkeiten es aufnimmt, um so besser eignet es sich zur Abdeckung aller Weltübel.

Daß Jakobowsky ein unsteter Wanderer ist, kann man ihm angesichts der politischen Entwicklungen nicht verargen, aus Osteuropa rettet er sich nach Berlin, dem dort siegreichen Nazismus entkommt er nach Wien, von wo er aber aus bekannten Gründen gezwungen ist, zuerst nach Prag und bald darauf nach Paris auszuweichen, ein Weg, den Tausende und Abertausende antreten mußten. Aber da er ewig auf der Flucht und immer unterwegs ist, haftet ihm der Makel der Unstetigkeit an. Kann man ihm unter den gegebenen Umständen übelnehmen, daß er nervös ist und eine Neigung zeigt, seine bedrohlichen Lagen so rational wie möglich zu analysieren? Kaum. Aber als Folge bleiben Nervosität und berechnende Logik zurück, Tendenzen, die in allen antisemitischen Pamphleten von Drumor:it bis Dühring den Juden angelastet werden.

Auf dem Fluchtweg selbst erweisen sich Jakobowskys jüdische Fähigkeiten allerdings als Gottesseggen. Mit unermüdlicher Findigkeit und beinahe schon übernatürlichem Spürsinn verschafft er sich und seinen Begleitern immer wieder Unterkunft, Nahrung und lebenswichtigen Treibstoff für ihr Fluchtauto, das Jakobowsky selbstverständlich auch aufgetrieben und aus seiner Tasche bezahlt hat. Einmal bringt er es mit seiner jüdischen Chuzpe sogar dahin, daß die vordringende deutsche Wehrmacht seinen Tank mit Essenz füllt. Und so ist es mit allem: Jakobowskys jüdische Eigenschaften bewähren sich, aber es sind und bleiben unverkennbar jüdische Eigenschaften.

Es muß auch vermerkt werden, daß die Komödie nach dem Schema »Frau zwischen zwei Männern« verläuft. Als gute, wenn auch ein wenig sündige Katholikin wählt Marianne letzten Endes natürlich den Katholiken Stjersbinsky, auf dessen Seite — nebenbei sei es vermerkt — auch das bessere Aussehen ist. Und bei aller Verliebtheit hat Jakobowsky ohnehin das Einsehen, auf die „Frau seines Herzens“ zu verzichten, weil er „ein Emigrant auf dem ganzen Planeten“ ist und sie nicht „in die Erniedrigung ziehen“ möchte, die seine Existenz ausmacht (Akt II, 2. Teil). Aber daß Marianne, Madame la France, durchaus einen Zug erotischer Sympathie für Jakobowsky verspürt, verleiht dem allegorischen Spiel eine allzu beschönigende und unhistorische Note, denn

in Krisenmomenten, man denke etwa an die Ausschreitungen während der Affäre Dreyfuss oder an die massiven Schandtaten während der Okkupation, zeigte sich die französische Gesellschaft von einer anderen Seite. Aber in diesem Lustspiel ist das Land der Geschehnisse alles andere als ein unholdes Frankreich.

Was jedoch Jakobowsky betrifft, so ist sein Wesen ein nicht ganz unglaubwürdiges Gemisch aus der Schatzkammer der Sozialwissenschaften, den Erfahrungen eines gewitzigten Beobachters wie Franz Werfel und dem Wörterbuch antisemitischer Klischees. Was diese Hauptgestalt trotz ihrer Schwächen in einem durchaus sympathischen Licht erscheinen läßt, das ist die Selbstironie, die ihr der Autor verleiht, der jüdische Witz, mit dem er die Komödie würzt und vor allem die rundum versöhnliche Haltung des Ganzen, eines Kriegsprodukts, dessen Ideologie in der Aufforderung an alle Sympathisanten der Alliierten besteht, angesichts der nationalsozialistischen Bedrohung alle kleinlichen Antagonismen zu begraben. Den antisemitisch Angehauchten unter ihnen scheint Werfel zuzurufen: Seht, selbst wenn die Juden mit all den unerfreulichen Eigenschaften ausgestattet sind, wie sie im Buche stehen, so läßt sich diesen ihren schlimmen Seiten auch manches Gute abgewinnen, und im Kampf gegen Hitler kann man sich auf ihre Energien verlassen. Gegen Ende legt der Autor Jakobowsky außerdem noch eine ganz ernstzunehmende, an das ewige Frankreich gerichtete Sentenz in den Mund, die alles zusammenfaßt und die, wenn man das Entstehungsjahr 1947 im Auge behält, eine gewisse prophetischen Kraft nicht entbehrt: „Ja, Marianne, die Jakobowskys sollen ausgerottet werden unter dem offenen oder versteckten Beifall der Welt! Sie werden nicht ausgerottet werden, wenn auch Millionen sterben. Gott straft uns. Er wird wissen warum. Er straft uns durch Unwürdige, die uns stärken, indem sie uns schwächen. Und dann vernichtet er sie voll Ekel immer wieder.“ (Akt III, 2. Teil)

Hier verschmelzen in unvergleichlicher Weise die beiden Zugänge, die Werfel stets zum jüdischen Problem gesucht hat. Die Frage nach dem Willen Gottes signalisiert seine metaphysische Richtung, die Anklage der nichtjüdischen Mitmenschen wegen ihrer Gleichgültigkeit und die Einsicht, daß Verfolgungen den Fortbestand der Juden garantieren, die sozio-historische.

Ein literarisches Meisterwerk ist die 1926 datierte Erzählung *Pogrom*. Sie ist leider unvollendet geblieben, aber für das Verständnis der Judenfrage, wie Franz Werfel sie gesehen hat, ist sie trotzdem eine Fundgrube. Ganz im Gegensatz zu dem viel späteren, ein wenig grobschlächtigen, weil auf Aktualität und Bühnenwirksamkeit zugeschnittenen Lustspiel *Jakobowsky und der Oberst* ist das Fragment tief Ernst und von einer hintergründigen Subtilität. Das sind zweifellos auch die Gründe dafür, daß das Theaterstück ein Welterfolg wurde, während die Erzählung so gut wie unbekannt blieb. Vergleichbar ist das Fragment mit dem wenige Jahre später entstandenen Roman *Die*

vierzig Tage des Musa Dagh in dem wichtigen Punkt, daß in beiden ein völlig in der umgebenden Kultur aufgegangenes Mitglied einer Minderheit, durch eine kritische Begegnung im Innersten aufgewühlt, mit seinen Ursprüngen konfrontiert wird und sein gegenwärtiges Selbstverständnis als mißlungene Aneignung einer falschen Identität erkennen muß.

Aus den in der weitausholenden Erzählung gesponnenen Motivsträngen wähle ich diejenigen aus, die eine direkte Beziehung zu unserem Thema herstellen lassen. Der Ich-Erzähler holt aus seiner Erinnerung eine Episode hervor, die am Ende der österreich-ungarischen Monarchie spielt. Im ersten Weltkrieg hat er als Offizier teilgenommen. Schwer verwundet kehrt er in seinen Beamtenstand zurück. In einer langen Analyse seiner Berufshaltung bezeichnet er sich als Ästhet und rühmt seine Tätigkeit als ästhetisch bedingte Enthobenheit aus dem grellbunten Völkergemisch und vulgären Volksdunst des Habsburger Nationalitätenstaates. Vom Ende her gesehen, d.h. aus der Perspektive seiner sich beinahe traumatisch wiederherstellenden ethnischen Identität, muß man die ungemein behutsame Kunst Werfels bewundern, mit der er in die Selbstrechtfertigungen des erzählenden Ich die diesem selbst unbewußten Beweggründe für seine Hinneigung zur Beamtenexistenz einfließen läßt. Zwanzig Jahre vor Sartres scharfsinnigen Reflexionen zur Judenfrage besitzen wir in diesen fiktiven Aufzeichnungen ein perfektes Porträt des »unauthentischen Juden«, zu einem Zeitpunkt freilich, an dem der Leser noch nichts von der jüdischen Abstammung des Erzählers weiß. Sobald man aber gewahr wird oder ahnt, daß der junge Baron seiner jüdischen Herkunft ausweichen bzw. ihr nicht das erforderliche moralische Gewicht zuerkennen will, werden gewisse Wendungen seines Berichts plötzlich durchsichtig und bedeutsam, so z.B. sein Preis der „Farblosigkeit“ des österreichischen Beamtentums, dem er angehört. „Farblos“ heißt für ihn, daß seine Mitbürokraten mit „ihren halsbrecherischen Namen“ und ihrer „mühsam-gleichmäßigen deutschen Aussprache“ im Lauf der Generationen ein „Destillat aus allen... Rassen“ geworden sind. Durch „Aufopferung gewisser Leidenschaften“ ist nicht nur die unparteiische Gerechtigkeit des Verwaltungsapparats erzielt worden, sondern „diese Beamten waren... Zölibatäre ihrer unterdrückten Volksnatur“. „Unter diesen Zölibatären fühlte ich mich glücklich“, behauptet der Erzähler (S.338). Es gibt aber Signale, daß in der Tiefe seiner Psyche das Magma seiner Abstammung grollt und diesen Frieden Lügen straft. Es muß zum Ausbruch kommen, da die Unterdrückung jeglicher Leidenschaft jene Starre, jene „Erschöpfung“ (S.343), jene „Betäubung“ (S.345) und „Lethargie“ (S.343), jene „Müdigkeit“ (S.342) in ihm erzeugt, über die er öfter klagt. An einer signifikanten Stelle ist eine kleine Huldigung an Hugo von Hofmannsthal eingebaut, die zwanglos das Zitat: „Ganz vergebner Völker

³ Franz Werfel: *Gesammelte Werke*. hrsg. von Adolf Klarmann, Zweiter Band: »Pogrom« in: *Erzählungen aus zwei Welten* (ohne Ort: Fischer, 1952). Seitenangaben hinter den Zitaten im Text.

Müdigkeiten / Kann ich nicht abtun von meinen Lidern” ermöglicht. Rätselhaft bei Hofmannsthal, erhalten diese Gedichtzeilen im Kontext von Werfels Erzählung das Gewicht einer unverkennbaren Eindeutigkeit. Mehrfach wiederholt, werden sie zum geheimen Zentrum und Leitmotiv.

Wegen des fragmentarischen Charakters wird der Punkt nie erreicht, wo der junge Mann das angesprochene Zölibat ablegt, weder in Bezug auf die Frauen noch auf seine Volkszugehörigkeit, aber die ganze Erzählung ist darauf angelegt, daß es dazu kommen muß. Folgt man der Chronologie der Darstellung, dann stößt man immer wieder auf Stellen, wo deutlich wird, daß seine Selbsteinschätzungen mit mächtigen, aber in verborgener Tiefe wirksamen Bewegtheiten im Widerstreit liegen. So muß er einmal zugeben, daß er sich nicht erklären könne, wieso er eigentlich in seinem blutlosen Schattenberuf der Beamten glücklich gewesen sei (S.338), obgleich er dies ständig beteuert, und vielleicht noch schwerwiegender, was ihm, der kein Patriot war, wie er ausdrücklich betont, seine „Vorliebe für den österreich-ungarischen Staat” eingeflößt habe. „Zeit seines Bestehens”, läßt er verlauten, seien ihm die Motive dafür „sogar ganz unbewußt” geblieben (S.339). Freilich wirken solche Bekenntnisse eher provokativ als beruhigend auf den Leser, und mangels einer Auflösung der vielen geschürten Erzählknoten fühlt er sich aufgefordert, zu spekulieren. Die naheliegendste Erklärung hat zweifellos mit der Lage des von allen Seiten angefeindeten „Staatsvolkes” zu tun, das nur in der Duldung des Kaiserhauses und der monarchistischen Eliten seinen Schutz fand. In dieser Mutmaßung wird man durch manche kaum merklichen Andeutungen bestärkt, z.B. durch den Satz, mit dem der Erzähler seine Versetzung aus der Hauptstadt in ein Alpenland kommentiert: „Ich war den Dienst in Wien gewöhnt, der Stadt ohne Gesinnung, hier in der Provinz aber sah den Leuten eine enge und böse Gesinnung aus den Augen” (S.339). Keinem aufmerksamen Interpreten kann entgehen, daß damit nur die antisemitische Einstellung der Bevölkerung gemeint sein kann. Damit alle diese Andeutungen ins rechte Licht gerückt werden, holt der Erzähler an geeigneter Stelle den Bericht seiner Abstammung nach. Er ist, wie er betont, rein jüdischer Herkunft, Abkömmling des berühmten aufklärerischen Staatsmanns Joseph Freiherr von Sonnenfels, ohne das Hinzutreten anderer ethnischer Elemente. Wir müssen darauf verzichten, die anspielungsreiche Biographie des Erzählers näher ins Auge zu fassen, nur ist im Interesse der Interpretation hervorzuheben, daß in der Figur seines Vaters ein Beispiel für die lückenlos geglückte Anpassung an die Elitenkultur geboten wird, eines eleganten Kavaliere und glänzenden Reiters, der mit sich und der Umwelt in völliger Harmonie und unanfechtbarer Übereinstimmung lebt. Erst in der nächsten Generation, nämlich im Erzähler selbst, geraten die ursprünglichen mit den erworbenen Wesensbestandteilen in jenen Widerstreit, der ihn lähmt und zur Krise führt. Es bleibe dahingestellt, ob Werfel mit diesem Auflebenlassen alter Stammeserbtteile nach Generationen problemloser

Eingliederung unwissentlich dem Biologismus seiner Zeit Macht über seine Geschichte eingeräumt hat. Es genüge, sich daran zu erinnern, daß es ihm bei seiner Kritik jüdischer Ausprägungen nicht um rassische, sondern erworbene Verhaltensweisen geht und um den durch falsche Assimilation verschütteten Zugang zu traditionellen Seelenschätzen. So hält er z.B. fest, er „liebe leidenschaftlich alles, was mit rechten Dingen zugeht“, schon allein darum, weil er „eine bebende Angst vor allem Übernatürlichem habe,“. Mit dieser Eigentümlichkeit hängt zweifellos auch seine „Bewunderung für wissenschaftliche Geister“, für eine „klare, präzise Denkschärfe“ (S.354) zusammen, sowie seine mehrmals erwähnte „starke Neigung für Fragen der Statistik“, für „Tabellen“, „Maßverhältnisse“ (S.336) und dergleichen mehr. Es bedarf keiner außergewöhnlichen Akribie, um zu erkennen, daß es sich dabei um die oft behauptete jüdische Rationalität handelt, aber in diesem Fall, wie aus vielen Andeutungen hervorgeht, um eine mühsam hochgehaltene. Man könnte so formulieren, daß der Verlust an lebensnotwendiger Metaphysik als Strafe für Assimilation und Anbiederung an eine wesensfremde Gesellschaft zu werten ist.

Es geht nicht an, die Schilderung des zentralen Ereignisses länger hinauszuschieben, jener traumatischen Begegnung, die im Erzähler eine existentielle Umwandlung seines ganzen Wesens verursacht. Er wird vom Statthalter in einen entfernten Ort geschickt, um in einem Lager von Flüchtlingen aus dem Osten des Reiches im Namen der Regierung nach dem Rechten zu sehen. Unter diesen befindet sich eine Gruppe von ruthenischen Bauern, die ihn „mit unbeschreiblich gleichgültigen Augen“ anstarren, keinerlei Anliegen haben und jene fast schon tierische „Trägheit und Gleichgültigkeit“ zur Schau stellen, die er vom Krieg her kannte.“ (S.343) Diese Passivität erleichtert den von einer unerklärlichen Müdigkeit Übermannten so sehr, daß er bereits das Ende seiner Aufgabe gekommen sieht. „Wenn nur diese Juden nicht wären!“, wie sein antisemitisch eingestellter Schreiber „mit klagendem Tonfall“ (S.343) ausruft. Unzufriedenheit mit der ihnen zugewiesenen Unterkunft, Geschrei, Anstände, Hin- und Herlaufen kennzeichnen das Benehmen dieses aufsässigen Volkes im Gegensatz zu den alles hinnehmenden Ruthenen, und der Herr Baron muß sich schweren Herzens entschließen, auch ihnen in dem Proletarierhaus, in dem sie sich eingenistet haben, einen Inspektionsbesuch abzustatten.

Werfel bietet jetzt die ganze Kunst seiner Rhetorik auf, um die „Scheußlichkeit“, das schiere Entsetzen glaubhaft zu machen, auf das es ihm jetzt ankommt. „Wüstes Geschrei“, grinsende Augen, „schmutzige Weiber“, „großköpfige Kinder“, „überschwengliche Neugierde“, „Hohn“ (S.344) schlagen dem Erzähler entgegen. „Die Weiber trugen nicht die Kleider von Proletarierinnen, sondern schmierige und zerfetzte Damenkostüme einer verschollenen Mode, ...die Männer hatten alle spiegelnde Kaftane

an und abgerissene Samthüte, die sie auch unter dem Dach nicht abnahmen.“ „Die fremdesten Menschen“, die ihn bedrängen, das Lamento, das „genußreicher Selbstzweck“ zu sein scheint, alle diese Gräßlichkeiten ebenso wie „der Zustand willenloser Betäubung“ (S.345), der ihn befällt, erinnern wieder stark an Hugo von Hofmannstahl, aber diesmal an »Das Märchen der 672. Nacht«, wo ebenfalls der Ästhet aus seinem unauthentischen Scheinleben gerissen und mit der brutalen Wirklichkeit konfrontiert wird. Die Wirklichkeit hier ist der Ursprung, die Begegnung des Erzählers mit dem Substratum seiner Herkunft, der unverfälschten, unangepaßten Form seiner Ethnie. Der Baron Sonnenfels wird in eine Stube gestoßen, auf einen Schemel gedrückt, den der Jünger eines unheimlichen Wunderrabbis freimachen muß, dessen lähmendem Bann sich der unglückliche Besucher vergebens zu entziehen trachtet. Ein übelriechender Hering, vor dem ihm unsagbar graut, wird auseinandergeschnitten und die beiden Teile ihm und dem Jüngling, der eben noch an seiner Stelle gesessen hat, zugeworfen. Trotz seines unüberwindlichen Ekels muß er das widerliche Stück verschlingen. Es handelt sich offenkundig um die alptraumartige Initiation oder Re-Initiation in seine Volkszugehörigkeit. In der Tat ist das Wort »Alptraum« am Platz, denn der ganze Vorgang ist die Wiederholung eines traumhaft aus frühester Kindheit erinnerten Déjà-vu, wo er gleichfalls mit Vater und Großvater in einer schmutzstarrenden Stube einer jüdischen Totenfeier beigewohnt hat (S.345, 365), ein Bild, das ihn nie wieder verläßt und das ihn seither „mit hoffnungsloser Schläffheit und einem wilden Fluchtrieb“ zugleich (S.345) erfüllt, jenem zerreißenden Doppeleffekt seiner ethnischen Inauthentizität. Aus dem Tanzritual, das der Rabbi nach dem »Fischwunder« aufführt, und aus der existentiellen Trance, die ihn befallen hat, befreit den hilflosen Baron erst das Eindringen seines Amtsschreibers, sonst wäre er „vielleicht... ohnmächtig geworden, oder... hätte mitgetanzt.“ (S.351)

Das Erlebnis hat aber noch ein Nachspiel. Der Erzähler widersteht dem Trieb, dem ganzen Geisterspuk durch kopflose Flucht zu entrinnen. Statt dessen begibt er sich auf eine Wanderung in die Natur. Er steigt im Gebirge auf und, „meilenfern jeder menschlichen Stimme, geheiligt und unbetreten“, befindet er sich plötzlich auf einem freien Plan, einer nicht mehr der empirischen Welt angehörenden Stelle, wo er einen kaftanbekleideten Mann mit einem „verschossenen runden Sammethut auf dem Kopf erblickt“, in dem er, „übermäßig erschrocken“ und indem „ein wirklicher Nervenriß“ durch seinen Körper geht, den ihm durch den gemeinsam verzehrten Fisch zum Bruder gewordenen Ostjuden, von diesem unbemerkt, wiedererkennt. Hier kommen wir nun ohne Werfels genauen Wortlaut nicht aus: „Es geschah nichts. Es sei denn, daß Israel sein sommersprossiges Gesicht mit geschlossenen Augen zum Himmel hob, und als wollte er vom Vater wie ein Kind aufgehoben werden, mehrmals verlegen seine Arme emporstreckte. Es geschah nichts als das, aber bis zum Grund erschütterte es mich.

War es die goldene Stunde, war es der traumhafte Hain, ich belauschte aus meinem Versteck nicht ...einen jungen polnischen Juden, ich belauschte eine heilige Gestalt. Dieses Gesicht mit dem rötlichen Bärtchen...gehörte der Welt, dieses Judengesicht, das schmerzlich verklärt zur Sonne des Vaters sich hob... Israel belauschte ich hier... Wie eine bebende Stimme klang diese Erkenntnis in mir... Wer hat diesem Volk das ange-tan? Wer hat es dazu verurteilt, nicht wie Menschen in der Natur zu stehen, heiter und übermütig mit der Erde nicht zu leben wie alle! Wer hat es zum Kaftan verurteilt!?" (S.374)

Niemand kann daran zweifeln, daß der Autor seinen von all den ungewöhnlichen Begegnungen aufgewühlten Protagonisten eine über das rationale Bewußtsein gehende Erfahrung machen, eine Epiphanie erleben läßt. Nach all dem Berichteten ist es kein Wunder, das das oft zitierte Fazit der Erzählung im Mund des jungen Zurückblickenden lautet: „Ich war also Jude! Ich war ein Anderer! Ich war nicht ein Mensch wie alle!" (S.371)

Um ihn zu dieser Erkenntnis zu bringen, hätte es freilich weder des mythischen Erlebnisses in der Rabbinerstube noch der Epiphanie in Gottes freier Natur bedurft. Untrügliche Anzeichen, durch die ganze Erzählung hindurch verstreut, hätten ihn auch auf dem gewöhnlichen Weg der Vernunftschlüsse zur gleichen Einsicht bringen können. Schon während seines Zwiegesprächs mit dem Statthalter war es ihm gewesen, als hätte dieser bei der Erwähnung der jüdischen Flüchtlinge „nicht mehr offen wie immer" ihm ins Gesicht gesehen, sondern seine „etwas welligen Haare" betrachtet (S.339). Auch bemerkt er, daß der Graf, sein Chef, ihm gegenüber „durch eine leise, ihm kaum bewußte Befangenheit irritiert" wurde, die auf ihn selber zurückwirkte, die er allerdings zu diesem Zeitpunkt noch nicht richtig auszulegen weiß (S.340). Ein anderer Aristokrat, der sich auf einer Gesellschaft mit ihm unterhält, fragt ihn, ob er „ein Verwandter des ehemaligen Hofchauspielers" sei, seinen Namen Sonnenfels mit dem des bekannten jüdischen Schauspielers Sonnenthal verwechselnd. So etwas kann jedem passieren, könnte man sagen. Aber die Bedeutsamkeit der Fehlleistung wird dadurch herausgestrichen, daß der Erzähler fortfährt: „Ich weiß nicht, warum ich wegen dieser dummen und harmlosen Verwechslung meines Namens in solche Mißstimmung geriet. Aber mir war es, als müßte ich umkehren und diese eisig-freundliche Fremdheit, in die ich geraten war, fliehenden Fußes verlassen." (S.353). Er weiß es nicht, aber der Leser weiß es.

Das weitaus wichtigste Erlebnis in dieser Gesellschaft ist aber ein anderes, die Suada eines gelehrten Schwätzers, die er sich anhören muß, eines Schwätzers, der es sich angelegen sein läßt, die vornehmen Herrschaften mit seiner fabelhaften Gescheitheit zu unterhalten. Er ist leicht als literarische Derivation der von Schnitzler so

gehaßten Renegaten und Snobs zu erkennen oder als Mischung aus Hofmannsthals Baron Neuhoff und Brücke, dem „berühmten Mann“ aus dem »Schwierigen«, aber hier eben in der Gestalt des jüdischen Professors von Wertheimer. „Er produzierte Sentenzen, Aphorismen, Maximen, Hypothesen, Reflexionen in beängstigenden Wortstürzen, daß die Luft ihm zu Häupten nicht bloß von der Frühlingswärme zu zittern schien... Was da alles um unsere Ohren schwirrte! 'Neues Staatsgefühl und der großösterreichische Gedanke, der sich mittels dieses Krieges durchsetzen würde!', 'Hegemonie der starken Rassen und Aufgabe des Adels innerhalb der Monarchie!', 'Thomas von Aquino', 'Neue Katholizität', 'Comenius und die böhmische Idee', 'Goethe und Europa', 'Goethe und Vorarlberg', 'Goethe und der Papst', 'Goethe und der Islam', 'Goethe und die Astrologie', 'Goethe und alle Teufel'." „Die Aristokraten“, beobachtet der Berichterstatter, „hörten diesen Schwall mit der impertinenten Höflichkeit von Leuten an, die einen Taschenkünstler, der ihnen eine Extravorstellung gibt, bei Tisch behalten haben“. Der Erzähler ist ebenfalls von dem Schönredner irritiert, aber anders: „Ich sah das gekräuselte Mäulchen und haßte Goethe. Mehr noch, eine Beklemmnis, ja ein wirkliches Unwohlsein kam über mich.“ (S.355) Warum diese übertriebene psycho-somatische Reaktion? Weil er spürt, daß sie beide, er ebenso wie der gelehrte Clown, trotz aller Bemühung niemals von diesen Leuten akzeptiert werden können, daß sie immer kuriose, für nicht voll genommene Außenseiter bleiben werden, ja daß er, der Herr von Sonnenthal, pardon von Sonnenfels, ein Spiegelbild des Herrn von Wertheimer ist, ebenso wie dieser ein Beispiel für die mißlungene jüdisch-österreichische Symbiose.

Wir sind am Ende angelangt. Die angesprochene Problematik verzweigt sich durch Franz Werfels ganzes Oeuvre. Die Untersuchung weiterer Werke würde neue Nuancen beibringen, aber das Erkannte kaum noch grundlegend verändern. Der Dichter gehört einer Generation an, der es im Gegensatz zu ihren Vätern nicht mehr gelingt, die Augen vor dem Scheitern ihrer Integration zu verschließen, und der nichts übrigbleibt, als zu verzweifeln wie Stefan Zweig und viele andere, oder den mühseligen Weg zu einer neuen Identität, zu einem »renouveau juif« anzutreten. Kurt Tucholsky hat einmal die vielzitierte Äußerung getan, er sei vor Jahren aus dem Judentum ausgetreten, obwohl er sehr wohl wisse, daß man das nicht kann. Werfel wußte es auch. Wenn man den Manifestationen der manchmal ernst, manchmal humoristisch, aber immer wieder mit fast monomanischer Insistenz vorgetragenen sozio-psychologischen Existenznot der Juden in Werfels Werken begegnet, dann dämmert dem heutigen Leser die Einsicht auf, warum Werfel auf den Übertritt zum Katholizismus verzichtete, nicht nur in seiner letzten Lebenszeit, wo ein solcher Schritt in der Tat ein Verrat an den Opfern gewesen wäre, sondern auch in all den Jahrzehnten davor nicht, als er kaum ein Stirnrunzeln hervorgerufen hätte. Ich glaube gezeigt zu haben, daß er es nicht tun konnte, weil er

längst zur Erkenntnis gelangt war, man könne, einmal von Geburt aus damit behaftet, dem Judentum auf keine Weise entinnen.